

Prof. Dr. Gerhard Ringshausen

Vortrag am 21. Juli 2017 in der Johanneskirche Berlin-Schlachtensee

Widerstand und Glaube Cäsar von Hofacker

11.3.1896 - 20.12.1944

Wenn ich hier an Cäsar von Hofacker als einen herausragenden Bewohner Schlachtensees erinnere, begegnen wir einem Menschen, der uns einerseits in seinem politischen Denken irritierend fremd erscheint und andererseits durch seinen mutigen Einsatz im Widerstand imponiert und herausfordert. **Dabei gab es aber keinen Bruch in seinem Leben, sondern mutige Konsequenz. Eine Kontinuität zeigt auch für seine religiöse Einstellung**, auf die mein Vortrag besonders eingeht – jeweils nach der knappen Darstellung der einzelnen Abschnitte von Hofackers politischem Weg. Deshalb kann ich die Breite und Überlegtheit seines Einsatzes im Widerstand nur andeuten.

1. Der politische Weg bis 1933

Cäsar von Hofacker wurde am 2. März 1896 in Ludwigsburg geboren in einer eng mit dem württembergischen Königshaus verbundenen Familie. Sein Vater Eberhard (1861–1928) wurde 1909 in den erblichen Adelsstand erhoben und war am Ende des Weltkrieges Generalleutnant und Träger des Ordens Pour le Mérite. Danach setzte er sich für die sozialen Nöte der Tübinger Studentenschaft ein. 1895 hatte er Albertine Gräfin Üxküll-Gyllenband (1872-1946) geheiratet, eine Urenkelin Gneisenaus. Ihre Schwester heiratete 1904 Alfred Schenk Graf von Stauffenberg; die Brüder Stauffenberg waren also Vettern Cäsars. Der jüngere Bruder, Nikolaus Graf von Üxküll-Gyllenband, genannt Onkel Nux, wurde Cäsars väterlicher Freund bis in den Widerstand.

Der Vater liebte, wie sein Sohn 1922 schrieb, „das vielstündige Wandern und Beobachten aller Vorgänge in der imposant schönen Natur“. Politisch hoffte er auf eine „starke und glückliche Zukunft“ Deutschlands. Cäsar urteilte, er sei „auf beruflichem, insonderheit politischem und in gewisser Beziehung auch auf charakterlichem Gebiet“ von ihm geprägt, verdanke aber „auf persönlichem, rein menschlichen Gebiet das meiste Gute und Brauchbare“ seiner Mutter. Ihre starke Religiosität suchte sie ihren Kindern zu erschließen und schickte die Söhne in den Kindergottesdienst; sorgfältig suchte sie für den Konfirmandenunterricht den geeigneten Pfarrer aus, der lebenslang der Familie verbunden blieb.

Beim Abitur am humanistischen Lessing-Gymnasium in Frankfurt/M. 1914 hielt Cäsar den Festvortrag „Theodor Körner, der Held der napoleonischen Freiheitskriege“. Entsprechend meldete er sich bei Kriegsbeginn freiwillig zu den Ludwigsburger Ulanen. Im Kriegserlebnis spürte

er im Schatten Friedrich Nietzsches „die große Umwertung, Vertiefung und ‚Verwandlung‘ aller Lebenswerte“, die „auch den alten Glauben der Kindheit an eine höhere, leitende Kraft einem wiedergebracht hat“. Seit 1916 Jagdflieger, kam der mehrfach ausgezeichnete Oberleutnant im Oktober 1918 in Bulgarien in Gefangenschaft, aus der er erst am 13. März 1920, am Tag des Kapp-Putsches, nach Hause kam. Das war zwar ein Zufall, aber Hofacker stand trotz anfänglicher Sympathien wie viele seiner Generation, z.B. Martin Niemöller, der Republik kritisch gegenüber, obwohl „die führende Schicht der wilhelminischen Epoche auch reif zum Ableben“ gewesen wäre.

Da er den Versailler Vertrag als demütigende Schmach empfand und in dem „gewaltigsten nationalen Erlebnis“ des Kriegs einen verpflichtenden „ungeheuren Schatz“ sah, wurde er als Jura-Student 1920 Vorsitzender des Tübinger „Hochschulrings deutscher Art“ und beteiligte sich an der Vereinigung der nationalen und völkischen Studentenorganisationen im „Deutschen Hochschulring“. Er sollte dem „Aufbau der großen, über unsere jetzigen staatlichen Grenzen weit hinausreichenden wahrhaften deutschen Volksgemeinschaft“ dienen, wie Hofacker in einer Rede in Graz betonte. „Weil der deutsche Hochschulring grundsätzlich die wahre Volksgemeinschaft als sein höchstes Ziel hinstellt, deswegen lehnt er auch jede *Formaldemokratie*, in der der einzelne nur als Stimme innerhalb der Masse zählt und alles politische Geschehen von dem Zustandekommen einer zahlenmäßigen Mehrheit abhängt, als dem innersten Wesen der Volksgemeinschaft widersprechend ab und bekennt sich zu der aristokratischen Auffassung, [...] daß ein wahrer Führer nicht durch Stimmzählung gewählt werden kann, sondern immer *aus* dem Volk herauswachsen wird, wenn er mit ihm wurzelfest verbunden ist.“ Der „wahrhaften deutschen Volksgemeinschaft“ entspreche, dass „wir rücksichtslos jeden Juden und Judensprößling aus unserer Bewegung ausschließen“. Zum Verständnis dieser nationalistisch-antidemokratischen und antisemitischen Position ist darauf hinzuweisen, dass zum Hochschulring 2/3 der deutschen Studenten gehörten und in seinem Gefolge der NS-Studentenbund 1932 an fast allen Universitäten den Asta stellte. Die „Machtergreifung“ der Nazis war schon lange vor 1933 in Vorbereitung.

Nach Studium und Promotion suchte Hofacker eine Stellung in der Wirtschaft als Sprungbrett für den Weg in die Politik, besonders in den diplomatischen Dienst. 1924 begann er beim „Verein deutscher Seidenwebereien“ in Krefeld. Hier lernte er im Frühjahr 1926 Ilse-Lotte Pastor aus einer rheinischen Industriellenfamilie kennen; sie war eine Ur-Großnichte von Friedrich Engels. Am 26. November 1927 heirateten sie in Berlin; aus der Ehe sollten zwei Jungen und drei Mädchen hervorgehen. Im Sommer hatte er als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter bei der Berliner Verwaltungsstelle der Vereinigten Stahlwerke angefangen, wo er 1931 zum Sonderbevollmächtigten und 1936 zum Prokuristen aufstieg. Statt ein eigenes Haus in Berlin zu erwerben, zog die Familie 1940 in die damalige Chamberlain-, heutige Niklasstraße.

Politisch führte Hofackers Weg zu den Jung-Konservativen. Wie diese wollte er eine „Syn-

these politischer, sozialer, religiöser, kultureller Elemente,“ also „eine den ganzen Menschen in allen seinen Lebensäußerungen umfassende Religion der Pflicht, der bewußten sittlichen Verantwortung des Individuums gegenüber der nationalen Gemeinschaft. Wohl stellt dieser Nationalismus das Wohl seines Volkes über alles, aber er bleibt sich – eben aus seinem größeren Verantwortungsgehalt heraus – stets bewußt, daß gerade das Wohl des eigenen Volkes die schärfste Bekämpfung alles rein gefühlsmäßigen, der Vernunft widersprechenden Ressentiments, kurz weise Mäßigung an Stelle starren Festhaltens an alten Dogmen erheischt, und daß eine, wenn auch mit Opfern erkaufte Verständigung für die Nation oft unendlich viel mehr Wert ist, als selbst der glänzendste ‚Waffensieg‘.“ 1930 forderte er „die Umgestaltung unserer vom Westen importierten, für uns Deutsche geradezu selbstmörderischen formaldemokratischen Verfassung nach dem bündischen Prinzip, d.h. nach demjenigen deutschen Lebensgesetz, dem allein die großen geschichtlichen Leistungen unserer Nation – wie z.B. das mittelalterliche Reich, der Ritterorden, der preußische Staat eines Frhr. v. Stein, die preußisch-deutsche Armee usw. – zu verdanken sind“. Diesem jung-konservativen Geschichtsbild entsprachen Kontakte wie zu Ernst Jünger. Dessen Besuch kommentierte Hofacker: „Du siehst, wir werden der Mittelpunkt aller Elite-Menschen!“ Von der Präsidentialregierung Brüning erhoffte er, dass „sie – trotz vieler heute noch vorhandener Schönheitsfehler – die erste Regierung seit der Revolution ist, die bewußt den Kampf gegen Parlament, Sozialismus und bisheriges System aufnimmt.“ „Nur muß man Geduld haben, die Ablösung vom System geht nicht von heute auf morgen; man darf nicht – wie Hugenberg und Hitler es tun – in Überschätzung der eigenen Kraft alle feindlichen Positionen auf einmal – anstatt einen nach dem anderen – nehmen wollen.“

Bei den Reichstagswahlen im September 1930 lehnte er die Nationalsozialisten ab, „weil diese vom italienischen Händegruß [...] bis zu den sachlichen Einzelheiten ihres ‘Programms’ keine einzige selbsterarbeitete schöpferische Idee, sondern nur ‘Gefühle’ haben und weil sie ferner nichts im ‚Parlament‘ zu suchen haben“. Aber grundsätzlich betrachtete er „jede Partei nur als ein notwendiges Übel, niemals wird von irgendeiner Partei die Rettung ausgehen, sondern nur von Männern, die es verstehen, sämtliche Parteien samt und sonders ohnmächtig zu machen und ihrem eigenen überlegenen Willen zu unterwerfen. Es geht in diesem Wahlkampf überhaupt nicht um das Wohl und Wehe dieser oder jener Partei, sondern einzig und allein darum: Für oder gegen die Regierung.“ Trotzdem begrüßte er das Wachsen der NSDAP von 12 auf 107 Mandate: „Ich bin zu wenig Parteimann und zu stark Nationalist, um mich im Grunde meines Herzens nicht über den Erfolg der Nationalsozialisten zu freuen. Geb Gott, daß sie ihre große Chance richtig ausnützen, auf daß es nicht einen erneuten Rückschlag wie beim Kapp-Putsch 1920 oder Hitler-Putsch 1923 gibt.“ Aber „werden sich Männer à la Stein, Gneisenau, Scharnhorst, werden sich wirkliche Reformer – nicht bloße Flickwerker – finden?“ Nach der Reichstagswahl am 5. März 1933 ließ sich Hofacker darum nicht vom nationalen Rausch anstecken.

2. Die Frage der Religion

Selten äußerte sich Hofacker in den Briefen über Glauben und Religion, aber wie bei der Kriegserfahrung konnte er aus unmittelbarer Betroffenheit zu persönlichen Aussagen finden. So schrieb er 1920 in Freude über die Gesundung der Mutter, er habe „nach langer Zeit wieder mal richtig zum lieben Gott dankgebetet.“ Während er Schwierigkeiten seines Bruders als „Fatum“, Schicksal, bezeichnete, reagierte er angesichts der langwierigen Krankheit seiner jüngsten Schwester 1930 auf eine positive Nachricht: „Wie gnädig hat es Gott, der Herr, doch mit uns gefügt! Laßt uns ihm auf den Knien danken und ihn um weiteren Beistand anflehen. Denn wir sind ja doch allesamt nur in seiner Hand.“ Solche Erfahrung ist für sein Verständnis von Religion grundlegend. „Religion fängt, glaube ich, erst dann an, wenn man irgendwann und irgendwie im eigenen Leben praktisch erlebt hat, daß es eine höhere Macht gibt. Man muß doch irgendwie auf die Reise geschickt worden sein.“ Für sich selbst und seine Frau meinte er jedoch im Herbst 1933, sie hätten bisher keine religiöse Begegnung „erlebt, **wir sind daher erst im Stadium des Ahnens**, noch nicht in dem des ‚Besitzes‘. Die Frage ist nur, ob ein solches Erlebnis kommen muß oder ob es nicht sehr viele Menschen gibt, denen – auch im Alter – ein solches Erlebnis nie wird. Die einen haben ein Organ dafür, die anderen nicht; die einen denken und fühlen Religion, **die anderen tragen sie unbewußt in sich**. Denke nur an Vater! Wie stark ist sein Leben gewesen, ohne daß doch Religion im eigentlichen Sinne – als ‚Quelle von Liebe, Kraft und Hilfe‘ – bei ihm irgendeine bewußte Rolle gespielt hätte.“ Auch sein väterlicher Freund Nux könnte „auf das Religiöse ganz und spurlos verzichten“, aber „bei solchen ausgesprochenen Männern der Zeit“ ist doch „irgendwo im Innersten ihres Wesens ein Organ für das Religiöse verborgen“, da „es doch nicht ganz gleichgültig ist, ob jenes Etwas ganz brach liegt oder nicht“. „Es braucht ja auch gar kein Christentum zu sein, kein Gottesglaube, – nur etwas Bindung auch an überpersönliche, jenseitige Dinge!“

So konnte er die Beziehung zu einer geliebten Person wie seiner Mutter religiös deuten. „Mein religiöses Glaubensbekenntnis, mein Dogma bist einzig und allein Du,“ schrieb er ihr. „Mehr Religion, mehr Glaube an hohe überirdische unsterbliche Dinge kann es doch gar nicht geben. [...] So wie bei jungen Völkern der kindliche intuitive Glaube an die Gestalten ihrer religiösen Mythologie den Raum einnimmt, den bei den alten Völkern die Wahrheit und Philosophie innehat, so ersetzt auch bei jungen Menschen der starke elementare Glaube an einen anderen Menschen vollwertig das, was bei den alten aus Selbsterarbeitetem, Selbsterlebtem, Selbsterreichtem quillt.“ Für eine Auseinandersetzung mit der Religion schien ihm so „doch nur der Weg verstandesmäßigen Suchens und philosophischer Vertiefung übrig [...]. Da aber jener verstandesmäßige Weg höchst unsicher ist und niemals zum Ziele führen kann, **ist es schon besser, man verwendet seine Zeit auf zweckvollere Dinge**.“ Dabei war sich Hofacker des Verlustes durchaus bewusst. So fehlte ihm 1923 Weihnachten bei Nux „das religiöse Moment. **Es war eine Besche-**

rung, aber kein Weihnachten. Kein Lied, kein Gebet, keine Bibel, nichts, gar nichts, was an den Sinn dieses Festes erinnerte“. Aber „dieser religiöse Sinn ist doch so untrennbar mit dem deutschen Geist verbunden“. Entsprechend achteten er und seine Frau auf die religiöse Erziehung der Kinder; **das gemeinsame Abendgebet bildete den selbstverständlichen Abschluss des Tages.** Aber im Sommer 1937 schrieb er seiner Frau, ihre beiden Söhne habe in einer Gefahr „ein göttiges Geschick uns bewahrt [...]. Für uns Heutigen ist dieses ganze Gebiet nur deshalb schwerer als für frühere Generationen, weil uns dazu Gottvertrauen fehlt. Aber solche Erlebnisse bringen einen wohl dazu.“ Sein Ideal beschrieb er 1938 in der Ansprache bei der Taufe des Sohnes von Fritz-Dietlof Graf von der Schulenburg, seinem Freund aus Göttinger Studienzeiten: Der Sohn möge werden „**Christ in der Demut der Haltung, Preuße in der Härte des Handelns, Deutscher in der Weite des Zieles, im Schwung der Gedanken.**“

So sehr diese Äußerung vom jung-konservativen Denken bestimmt ist, zeigen die Stellungnahmen zur Religion einen durchaus modernen Zwiespalt zwischen der Suche nach dem Erlebnis individueller Führung und der eher philosophischen Vorstellung einer jenseitigen Kraft, zwischen der zerbrochenen kindlichen Naivität und der zu keiner Lösung führenden Reflexion, zwischen Nähe und Distanz. Die Betonung von Erlebnis und der Jung-Konservatismus haben dabei eine gemeinsame Wurzel in der Philosophie Nietzsches; so wurde „Erlebnis“ im 1. Drittel des 20. Jahrhunderts zum „Modebegriff“, zum „Grundbegriff der Lebens- und Weltanschauungsphilosophie“. Bemerkenswert ist dabei, dass Hofacker trotz seines nationalen Engagements nicht in national-protestantischer Weise eine religiöse Überhöhung Deutschlands suchte. So gibt es keine Anzeichen einer Zustimmung zu den Deutschen Christen, aber auch nicht zur Bekennenden Kirche (BK).

3. Die Anfangsjahre des Dritten Reichs

Die Konsolidierung des NS-Staates und die Selbstgleichschaltung des Stahlhelms machten für Hofacker im Juni 1933 eine politische Neuorientierung nötig. „Ich trete jetzt der Partei bei, da man außerhalb vollkommen Statist der Wahlpflichten ist. Die Partei muß sich in vielem freilich noch wandeln, und wird dies aber niemals durch Druck von außen, sondern nur von innen heraus tun. Sich durch Beitritt die Mitwirkung bei den kommenden internen Auseinandersetzungen zu erzwingen, ist Pflicht aller zukunftsbejahenden, innerlich zu Hitler stehenden, aktiven, anständigen politischen Kräfte.“ Persönlich erhoffte er sich vom neuen Regime vergeblich Hilfe bei dem Weg in den diplomatischen Dienst. Aber er teilte die Sorgen der Wirtschaft vor Experimenten mit Staatssozialismus und -kapitalismus. Darum schien ihm die Ernennung des „hervorragend tüchtigen“ neuen Reichswirtschaftsministers am 29. Juni „endlich wieder einmal etwas, was mein Vertrauen zu Hitler neu belebt.“ „Der neue Kurs Hitlers mit den scharfen und durchgreifenden Maßnahmen gegen die Nebenregierung einzelner größtenwahnsinniger Parteiinstanzen und gegen die

illegalen Eingriffe in die Wirtschaft“ gehörte für ihn zu den „wieder einmal ganz starke[n] Beweise[n] des staatsmännischen Weitblicks Hitlers und seines planmäßigen Bestrebens, allmählich die richtigen Männer an die richtigen Stellen zu setzen. Wenn nur die außenpolitische Isolierung Deutschlands nicht so trostlos und gefährdend wäre.“ Da die NSDAP wegen der Masseneintritte nach der Regierungsübernahme einen Aufnahmestopp verfügt hatte, wurde Hofacker mit der Eingliederung des Stahlhelms 1934 als Sturmführer in die SA übernommen, aus der er 1936 wegen Aufnahme in die Luftgaureserve ausschied.

Anfang November 1933 beurteilte er die Lage positiv: „Wenn man von dem Grundsatz: ‚Nehmt Alles nur in Allem‘, ausgeht, kann man als Deutscher heutzutage politisch nicht deprimiert sein, sondern muß man nach wie vor den Nationalsozialismus (sowohl als politische Erscheinungsform wie im bisher Erreichten) und insbesondere seinen großen Führer stärkstens bejahen. Daß außenpolitisch der Himmel voller Wolken hängt, hat damit nichts zu tun, sondern ist die notwendige und unvermeidbare Folge jeder männlichen deutschen Außenpolitik.“ Dabei gelte es, die „französische Politik so lange vom Präventivkrieg abzuhalten, bis Deutschland allmählich erstarkt“. „Der Entschluß, rüsten zu lassen, ist für mich ein Zeichen von Hitlers staatsmännischer Veranlagung“. Dabei enthalte die Volksabstimmung über den Austritt aus dem Völkerbund „das Risiko eines auch nur stimmungsmäßigen Mißerfolges“. „Aber gerade diese Fähigkeit, auch einmal ein Risiko einzugehen, va banque zu spielen (nach dem Motto: ‚Wer nicht wagt, gewinnt nicht‘), ist so sympathisch, weil es von staatsmännischer Passion und Elan zeugt.“

Als seine Mutter im Sommer 1934 Kritik an den Entwicklungen äußerte, betonte Hofacker: „Du wirst es noch erleben, wie unbegründet im Großen Dein mangelndes Vertrauen in Hitler ist. Laß ihm doch Zeit! – [...] Ich verstehe durchaus deine Kritik im Detail und unterschreibe sie weitgehend; nicht aber Deine Kritik im Großen.“ Die vorhandenen „Mißstände en masse“ seien Folgen früherer Entwicklungen, aber „**Hitler** ist die einzige, durch den Erfolg bestätigte Schöpferkraft, die ich habe, welche das Chaos zu bannen [...] vermag. **Robespierre und Napoleon, Priester und Staatsmann in einer Person**“. Das bisher Erreichte „und die Tendenz, die er in entscheidenden Standpunkten (zuletzt am 30.6. [dem „Röhm-Putsch“]) verfolgt, geben jedenfalls mir Kraft zu der Hoffnung, daß auch die vielen noch ungelösten Aufgaben im Laufe der Zeit gelöst werden [...]. Revolutionäre Zeiten wie die jetzigen, in denen auf allen Gebieten (Politik, Wirtschaft, Gesellschaft, Recht, Religion) alle bisherigen Grundlagen schwanken und überall aus der Auflösung heraus neue Formen, Bindungen, Ziele geschaffen werden müssen, können nicht mit Maßstäben beurteilt werden, die aus der Zeit vor 1914 entnommen sind.“

Ansätze zur einer kritischeren Sicht ergaben sich in seinem Berliner Gesprächskreis, zu dem neben Onkel Nux seine jüngeren Vettern, Peter Graf Yorck von Wartenburg und Berthold Schenk Graf von Stauffenberg, sowie Fritz-Dietlof Graf von der Schulenburg, stießen, zumal als die Führung 1936 auf Yorck übergang. Dieser „Grafenkreis“ entwickelte sich von der Dissidenz zum

Widerstand als Vorläufer des Kreisauer Kreises. Bereits im April 1935 schrieb Hofacker einem Freund, über seine Sorgen „auf innenpolitischem Gebiet“. Angesichts des ‚Bonzentums‘ „predige ich [...] jenen geistigen Sozialismus preußischen Stils, jenen Sozialismus der Haltung, der Schlichtheit, der Härte, wie er sich in der Person des Führers so wundervoll und in den Persönlichkeiten der Unterführer leider so wenig verkörpert.“ Entgegen dem „Kompromiß arrivierter Kleinbürger mit der wilhelminischen Ära, wie er sich heute in der Haltung so vieler zeigt“, gehe es um „die Ausprägung eines wahrhaft sozialistischen Ethos“. „[W]ir müssen doch aus dem Dritten Reich etwas anderes, Universelleres, Umstürzenderes, Weltbewegenderes, Moderneres machen können, als der Faschismus aus Italien oder der tatarische Bolschewismus aus Rußland! [...] Wenn wir nicht rechtzeitig nationale Sozialisten werden, wird uns spätestens der nächste Krieg alle zu Kommunisten oder einen Kopf kürzer machen.“ Anfang 1937 konstatierte er, dass das Regime „auf verschiedenen Gebieten [...] in Sackgassen geraten ist (Agrarpolitik, Kirchenpolitik, Aufrüstungstempo, parteipolitische Personalreformen etc. pp.)“. Gerade in dieser Zeit seiner beginnenden Distanzierung vom „Dritten Reich“ **trat Hofacker 1937 in die NSDAP ein.**

Im Frühjahr 1939 kritisierte er in einer wohl für den „Grafenkreis“ verfassten Denkschrift scharf Hitlers Außenpolitik. Die in München am 29. September 1938 eröffneten „Möglichkeiten wurden von der deutschen Politik bewußt nicht ausgenützt, sondern erstmalig durch die Saarbrücker Rede Hitlers gegen England, im weiteren Verlauf durch die deutsche Pressekampagne gegen England, die Maßnahmen des 10. November 38 [der Judenpogrom] und schließlich die Auflösung der Tschechei in ihr Gegenteil verkehrt.“ Hitlers früher gelobtes „va-banque-Spiel“ führe „notwendig zu einer schweren diplomatischen Niederlage mit all ihren unübersehbaren Konsequenzen oder dem Eintritt in einen wahrscheinlich aussichtslosen Krieg“, in dem das „Dritte Reich“ „entsprechend **dem Geist seines Führers und seinen inneren dynamischen Gesetzen lieber zugrunde gehen als feige zu Kreuze kriechen**“ würde. Klarsichtig hat Hofacker damit die Entwicklungstendenzen der NS-Politik benannt.

Im August 1939 wurde er für den Polenfeldzug als Flieger-Verbindungsoffizier eingesetzt. Der Nichtangriffspakt mit Russland ließ ihn als Hitlers „geniale Tat, die zu neuem Vertrauen in ihn verpflichtet“, noch hoffen, dass „ein neues München vielleicht doch noch zustande kommt.“ Den Polenkrieg betrachtete er nämlich als sinnlos; **entsetzt war er aber über den Vernichtungskrieg und die Morde an Juden und Intellektuellen.** Zu seiner Schwester sagte er nach Ende der Kämpfe: „**Gnade uns Gott, wenn diese Blutschuld einmal über uns kommt.**“

Nach dem Polenfeldzug wurde seine Staffel für den Angriff auf Frankreich nach Westen verlegt. Aber Hofacker schrieb seiner Frau, dass er als „als Politiker den eigentlichen letzten Sinn dieses Krieges verneine, deshalb kann ich heute wohl ein vielleicht brauchbarer und im Einzelfall passionierter, aber kein innerlich überzeugter Soldat sein. Bei dieser Einstellung trotzdem genau das Gleiche zu leisten, als ob man überzeugter Soldat wäre, erfordert ein Maß an Energie und

gewissermaßen Verhärtung, von dem Du Dir wohl nur schwer eine Vorstellung machen kannst.“ Aber noch führte sein politisches Urteil nicht zu entsprechenden Handlungsperspektiven. Nach dem Waffenstillstand mit Frankreich wurde Hofacker im Juni 1940 Leiter des Referates „Eisenschaffende Industrie und Gießereien“ beim Militärbefehlshaber in Paris. Noch sah er „den unmittelbaren Kriegsausgang nach wie vor optimistisch“, besonders wegen der Ernährungslage hielt er es aber im Februar 1941 für „unbedingt notwendig, daß wir noch in diesem Jahr den Krieg entweder gewinnen oder durch Kompromiß beenden“. Für die Zeit danach war er sehr besorgt wegen der Machtansprüche der SS; denn „das Ende des Krieges wird gleichzeitig der Anfang einer inneren Umwälzung sein, bei der schonungslos alles hinweggeschwemmt wird, was sich diesem sich bahnbrechenden Strom [...] in den Weg stellt.“ Das sollte auch das Christentum treffen, **so daß seine Frau besonders im Blick auf die Kindererziehung eine klarere Bestimmung wünschte, „auf welcher Seite man steht.“** Aber Hofacker betrachtete nur die gegenseitige Liebe der Ehepartner als „unsere Religion, auch für die Kinder“. Bei seiner Frau scheint sich dagegen ein kirchliches Interesse entwickelt zu haben; 1941 besuchte sie in Hindelang mit einer Hausangestellten die katholische Weihnachtsmesse, hätte aber lieber einen evangelischen Gottesdienst gehabt. Konkret kam auf sie die Entscheidung zu, bei welchem Pfarrer die beiden ältesten Kinder, Eberhard und Anna-Luise, Konfirmandenunterricht erhalten sollten. Es spricht einiges für die bisher nicht urkundlich gesicherte Annahme, dass beide wie Annas Freundin Felicitas von Simson bei Pfr. Dr. Karl Wiese in Nikolassee, einem herausragenden Mitglied der Berliner BK, angemeldet wurden. Es ist dabei möglich, dass diese einzige Beziehung der Familie Hofacker zur BK durch Felicitas von Simson bewirkt wurde.

In Frankreich sollten die Besatzungspolitik und die Kompetenzstreitigkeiten rivalisierender Instanzen für Cäsar von Hofacker entscheidend werden, die ihn schon im Februar 1941 seinen Rücktritt erwägen ließen, „weil ich den Franzosen gegenüber nicht als Wortbrüchiger darstehen will.“ Die Liebe zu Frankreich verschärfte seine Ablehnung des Ausbeutungsimperialismus des NS-Regimes. Als „Folge unserer napoleonischen statt Talleyrand’schen Politik“ seien die Kriegsgewinne „auf die Dauer“ nicht zu halten, während „man den kriegsentscheidenden Beitrag, den Frankreich leisten könnte, entweder nicht sieht oder nicht sehen will.“ Grundsätzlich: „Hinter unserer passiven Politik Frankreich gegenüber steht m.E. letztendlich als innerstes Motiv derselbe **Totalitätsfanatismus** auf außenpolitischem Gebiet, den wir innenpolitisch in den letzten 8 Jahren durchexerziert haben.“ **Voll Zorn und Abscheu verurteilte er die Geislerschießungen und Deportationen nach den Attentaten.** Aber trotz der Gegenangriffe der Roten Armee an der Ostfront hatte er **Ende 1941** noch die Hoffnung, daß wir bei eingeschränkter Zielsetzung „die Zügel des Weltgeschehens wieder in die Hand bekommen und die Dinge doch noch zu einem guten Ausgang bringen“.

Am 28. Juli 1943 stellte Hofacker wegen der Kompetenzstreitigkeiten zwischen der Militär-

verwaltung und den „Berliner Zentralbehörden“ und der ungebremst wachsenden Planwirtschaft einen Antrag um „anderweitige Verwendung“ bei der Militärverwaltung. Im Oktober wurde er Staboffizier z.b.V. beim Militärbefehlshaber in Frankreich, General Carl-Heinrich von Stülpnagel. **Dieser Wechsel bedeutete die Wende zum Widerstand.** Nachdem Stülpnagel im Februar 1942 Militärbefehlshaber geworden war, hatten sich wichtige Übereinstimmungen mit Hofacker ergeben, so dass „im Frühjahr 1943 ein enges Vertrauensverhältnis“ entstand. Den Eintritt in den Widerstand dürften schließlich im Juli die zahlreichen Aussprachen mit Schulenburg in Paris bewirkt haben. Zwei Tage nach Hofackers Versetzungsantrag verließ Schulenburg Paris mit der Zusage Stülpnagels, beim Umsturz „mitzuwirken“ und auch „aus eigener Initiative zu handeln“. Dabei konnte er sich auf Hofacker verlassen. Für dessen Entscheidung zum Widerstand lassen seine Briefe die politischen Beweggründe deutlich erkennen, ohne dass dabei Glaubensfragen berührt werden.

4. Religiöse Motive beim Eintritt in den Widerstand?

Es gibt nur Hinweise auf die zunehmende Bedeutung einer religiösen Perspektive. In diese Richtung deutet seine Feststellung nach einer Radtour mit dem befreundeten Gotthard Freiherr von Falkenhausen durch das geschichtsträchtige Loire-Tal im Juni 1943: „Man braucht so etwas, um wieder ewige Maßstäbe zu bekommen.“ Ein direkterer Beleg ist im Juli sein Kontakt zu Heerespfarrer Damrath, der mit mehreren Widerstandskämpfern im Gespräch war. Wie Hofacker seiner Frau schrieb, sei es diesem „immer ein Bedürfnis [...], mir sein Herz auszuschütten“, was wohl wechselseitig war.

Fragen den Glaubens, aber scheinbar nicht der Politik erörterte der **Briefwechsel mit seiner ältesten Tochter Anna-Luise nach dem Luftangriff vom 1. März 1943**, bei dem Dr. Walter von Simson mit seiner Familie in ihrem Haus den Tod fand. Einen Tag später zog die Familie Hofacker wegen der Bombengefahr nach Krottenmühl am Simssee. Durch die Nähe von Gilgestraße, damals Böckelweg 7 und Niklasstraße 12 bestanden freundschaftliche Kontakte, wobei Simsons Engagement in der BK augenscheinlich keine Rolle spielte. Die dort gelebte Frömmigkeit beeindruckte aber Anna-Luise, deren beste Freundin Felicitas von Simson war. Dass ausgerechnet diese gläubige Familie getötet wurde, erschütterte ihren Glauben. War Felicitas nicht rein und gut, während sie trotz ihrer Sünden lebte? Und warum ließ Gott überhaupt den Krieg zu? Über diese Fragen führte sie mit ihrem Vater im Juni ein intensives Brief-Gespräch.

Hofacker betonte, „daß er sich auch mit weniger Kirche als einen genauso guten und aufrichtigen Christen empfände wie jene und daß der christliche Glaube eine ganz feste Größe in seinem Leben sei.“ Denn „innerhalb des protestantischen Glaubens gibt es sehr viele Arten von Frömmigkeit. Eine strenge, ernste, oft beinahe düstere Form, in der der Begriff der ‚Sünde‘ oder des ‚strafenden‘ Gottes eine große Rolle spielt. Zu dieser Richtung neigten, glaube ich, Simsons. Daneben

gibt es eine freiere, nicht so streng in den äußeren Regeln wurzelnde, lebensbejahendere, ich möchte fast sagen ‚strahlendere‘ Form, die genau so stark, genau so rein und echt sein kann wie die andere. Die nicht unter dem künstlichen Alpdruck der Sünde steht, nicht sich selbst zerfleischt und sich vom Leben weg nur dem Himmel zuwendet, sondern die freudigen Herzens und erhobenen Hauptes sich zu ihrem Herrgott bekannt, treu und rechtschaffen seine Gebote im Leben erfüllt und **noch mehr aufs Handeln als auf Beten eingestellt** ist.“ Familiengeschichtlich dürfte sich in dieser Gegenüberstellung die Erinnerung an Ludwig und Wilhelm Hofacker spiegeln, die zu Anfang des 19. Jahrhunderts entscheidend zur Erweckung in Württemberg beigetragen haben. **Dagegen verteidigte Anna-Luise die Frömmigkeit Simsons als keineswegs ängstlich und düster, sondern als Liebe und Vertrauen auf Gott.** Es ist wohl ihrem guten Konfirmandenunterricht – bei Pfr. Wiese? – zu verdanken, wenn sie dabei Luthers Erklärung der Zehn Gebote: „Wir sollen Gott fürchten und lieben!“, als ihren Maßstab zitiert. Den von Hofacker genannten „äußeren Regeln des Christentums“ stellt sie gegenüber Mt 10,38: „Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folgt mir nach, der ist mein nicht wert.“

Hofackers Position lässt sich dagegen dem theologischen Liberalismus eines undogmatischen, freien Christentums zuordnen und seinen „Glauben an Gott und den letztendlich guten Kern der Menschen“, wobei Jesus als Offenbarer ewiger Lehren und Werte erscheint. „Um gut und rein zu sein, kann man, braucht man aber nicht in die Kirche zu gehen. Gott ist weit und groß, zu allgegenwärtig und zu allgütig, um sein Wort nur in der Kirche und nur durch den Mund des Pfarrers den Menschen wahrnehmbar zu machen.“ Und weil „alles von und durch Gott kommt“, ist der Krieg „nicht nur eine Strafe Gottes“ und „für diejenigen, die er verschont, keine Schädigung, sondern eine ganz große Bewährung und Vertiefung“. Damit kommen die beiden Grundelemente von **Hofackers Religion zusammen: Gottes Handeln und menschliches Ethos.** Gott lenkt alles, aber „wir Menschen sind viel zu klein und unvollkommen, um den letzten Sinn [...] zu erkennen.“ Darum können wir „uns nur tapfer in unser Schicksal ergeben und dürfen nicht mit ihm hadern.“ Denn „das braucht Gott: Menschen, die [bei allem Leid ...] nicht verzweifeln und nicht schwach werden [...], sondern mit zusammengebissenen Zähnen **ausharren und gläubig dulden und kämpfen und um sich herum Gutes tun**, wo irgend sie nur können, [...] um eine neue, bessere, reinere Welt aufzubauen.“ **In der Religion kommt es „allein darauf an, ob man gut ist und handelt und innerlich demütig ist.“** Der Demut Gott gegenüber entspricht ein Ethos der „tätigen Nächstenliebe“.

Herausgefordert durch die Trauer und die Frömmigkeit seiner Tochter ging Hofacker mit dem Bekenntnis, „daß der christliche Glaube eine ganz feste Größe in seinem Leben sei“, deutlich über frühere Äußerungen hinaus trotz der Kontinuität in den Grundlinien. Die Frage ist, ob diese Stellungnahme auch die eigene Entscheidung zum Widerstand berührt, da zumindest ein zeitlicher Zusammenhang gegeben ist. Neben dem Beispiel anderer Widerstandskämpfer, die sich in

dieser Situation ihres Glaubens vergewisserten, spricht dafür Hofackers Brief zur Konfirmation seiner beiden ältesten Kinder, Eberhard und Anna-Luise, am 2. April 1944 [*schon in Bayern*], der deutlich die Motive des Briefwechsels im Jahr zuvor aufgreift, aber zeitgeschichtlich, regimekritisch zuspitzt „Warum haben wir gerade in heutiger Zeit Anlaß, uns mit besonderer Inbrunst zum christlichen Glauben zu bekennen? Weil wir mehr denn je fühlen, daß jeder von uns in Gottes Hand ist, daß Er die Menschen und Völker lenkt und daß wir daher tief demütig sein müssen; daß die Menschen die Demut, die Ehrfurcht vor etwas Höherem, Reinerem, Größerem als sie selbst brauchen, wenn sie nicht den Übermut, dem Größenwahn, dem Verbrechen verfallen wollen. Weil wir fühlen, daß es bestimmte ewige Gesetze des Gut-Seins, des Edelmut, der Gerechtigkeit gibt, die man nicht ungestraft verletzen darf, und die die Menschen nur dann einhalten, wenn sie [...] an einen Gott glauben, der das Gute will und das schlechte bekämpft.“ Indem Gottes Handeln als Führen und Strafen das Ethos trägt, bilden Vertrauen, Demut und Ehrfurcht vor ihm den Gegenpol zum NS-System und seiner Amoralität. „Und immer hat es dann schwere Rückschläge und Katastrophen gegeben, wenn die Menschen glaubten, ohne Religion, d. h. ohne innere Bindung an Gott, ohne Ehrfurcht vor einer höheren Macht auskommen zu können. Es gibt nun einmal in der ganzen bisherigen Geschichte keine geistige Macht, die so wie das Christentum es verstanden hat, die Menschen dazu zu bringen, ihre eigenen Grenzen zu erkennen, das Gute zu wollen und dem Schlechten zu widerstehen.“ Indem dieser Konfirmationsbrief deutlicher als der Briefwechsel mit der Tochter den Gegensatz zum Nationalsozialismus hervortreten lässt, wird man diesen auch ein Jahr vorher als Hintergrund vermuten dürfen. Das liebevolle, aber gedanklich souveräne Eingehen auf die Fragen der Tochter lässt sogar annehmen, dass Hofacker bereits auf der Suche nach religiöser Orientierung und Vergewisserung war, als ihn seine Frau bat, auf Annas Fragen zu antworten. Der Gegenwartsbezug bestimmt die Mahnung, den Glauben „überzeugt und freudig“ zu übernehmen, um „Millionen verzweifelter Menschen wieder inneren Halt, Zuversicht, ruhige Stärke zu geben“ und „durch das eigene Beispiel unser armes, aus tausend Wunden blutendes deutsches Volk wieder auf den richtigen Weg zu bringen.“ Dieses war das Ziel des Widerstandes, der nach Moltke das „...Bild des Menschen in den Herzen unserer Mitbürger“ wieder herstellen wollte. Darum war für Hofackers Entscheidung neben den patriotischen Motiven die Orientierung im Glauben, „dem alle unsere Vorfahren angehangen haben,“ ein wesentliches Moment. Außenpolitisch hieß das: „Wir Deutschen werden uns um so mehr die Achtung der fremden Völker erwerben, wenn das, was wir tun, nicht gegen diejenigen christlichen Gesetze verstößt, die auch sie hochhalten.“ Er hoffte auf eine Zeit, „wo das Schwergewicht der erschöpften Menschheit sich von der technischen und materiellen Expansion zur inneren seelischen Neuordnung und Vertiefung verlagern wird.“

5. Der 20. Juli

Die genauere Einbindung in die Widerstandsplanung ergab sich für ihn als Stülpnagels „Vertrauensmann“ für die Verbindung zum Berliner Kern des Widerstandes. Ende Oktober traf er bei der Hochzeit einer Kusine seinen Vetter Claus Graf Stauffenberg. Beide Vettern waren sich einig, der „verlorene Krieg müsse durch Systemwechsel politisch liquidiert werden und dafür sei die Beseitigung des Führers Voraussetzung“, so dass Hofacker im Winter 1943/44 die Planungen für den Tag X in Paris erstellte. Im Urlaub weihte er seine Frau in seine Beteiligung am Widerstand und in die Attentatspläne ein,

Zwischen der Invasion in der Normandie am 6. Juni und dem 20. Juli 1944 war er auf „Hochtouren“ [...] wie immer, wenn man ein großes Ziel vor sich sieht und sich zur Klarheit über den einzuschlagenden Weg durchgerungen hat.“ Für Familienkontakte war nun keine Zeit mehr, da „jedes ungenutzte Verstreichenlassen auch nur weniger Stunden eine Sünde wider den heiligen Geist und ein Verstoß nicht zuletzt gegen meine Pflichten als Mann einer deutschen Frau und Vater deutscher Kinder“ sei. Dabei betrachtete er die Chancen für ein Gelingen des Umsturzes als sehr gering; sie ständen 2 : 98. Und dann verzögerte sich das Attentat immer wieder. Am späten Nachmittag des 20. Juli traf endlich das Stichwort für das erfolgte Attentat in Paris ein, so daß die Festnahmen von SD und Gestapo beginnen konnten. Da aber das Attentat fehlgeschlagen war und Hitler lebte, mussten die Inhaftierungen in der Nacht zum 21. Juli aufgehoben werden. Während Stülpnagel nach Berlin befohlen wurde, schlugen Freunde Hofacker vor, in Frankreich unterzutauchen oder ins Ausland zu fliehen, was er auch wegen seiner Familie ablehnte. In Paris wurde er am 25. Juli verhaftet. Ersten Vernehmungen folgte die Überführung nach Berlin in das Reichssicherheitshauptamt in der Prinz-Albrecht-Straße mit den Zellen für die Inhaftierten im Keller; seine Frau und die Kinder wurden wenige Tage später in „Sippenhaft“ genommen.

Zusammen mit den Pariser Mitverschworenen stand er am 29. August vor dem Volksgerichtshof. Hofacker zeigte sich ungebrochen in Erwartung des Todesurteils. Getroffen hat er seine Richter, als er die Legitimität des Widerstandes gemäß einem Gestapo-Zeugnis durch die „ungeheuerliche Behauptung“ begründete, „er habe am 20. Juli mit dem gleichen Recht gehandelt, wie der Führer am 9. November 1923.“ Als Freisler ihn unterbrechen wollte, sagte er: „**Sie sollten jetzt schweigen, Herr Präsident, heute geht es um meinen Kopf, in einem Jahr um den Ihren!**“ Aber während die Todesurteile der Mitangeklagten umgehend vollstreckt wurden, stand Hofacker noch eine Leidenszeit von fast vier Monaten in Gestapo-Haft bevor; durch die Anwendung der Folter wollte man den „Kopf der am 20. Juli 1944 in Paris abgelaufenen Putschmaßnahmen“ zu Angaben über Mitverschworene zwingen, aber seine mehrfach geäußerte Bitte um eine Bibel lehnte man ab: „So etwas führen wir nicht. Sie hätten längst Zeit in ihrem Leben gehabt, darin zu lesen.“ Unbeantwortet blieb seine Frage: „Wie geht es meiner Frau, wie geht es meinen fünf Kindern?“

Am 20. Dezember wurde Cäsar von Hofacker in Plötzensee ermordet.